

Als ich den Text zum ersten Mal las, hatte ich mich darüber amüsiert, dass es zwischen dieser »Dorothy« und Veronica eine gewisse Ähnlichkeit gab. Doch Dr Braithwaite hatte die realen Gegebenheiten so gründlich geändert, dass ich zunächst keinen Verdacht schöpfte. Veronica hatte in Cambridge studiert, nicht in Oxford, unser Vater war Ingenieur, kein Beamter. Vor allem die Beschreibung von Dorothys Verhältnis zu ihrer Schwester war irreführend. Veronica und ich waren vielleicht nicht so vertraut miteinander, wie man das von Schwestern erwartet, aber sie hatte mir gegenüber niemals irgendeine Form von Ablehnung empfunden. Doch dann fielen mir immer mehr Ähnlichkeiten auf, die nicht nur Zufall sein konnten. Braithwaites Beschreibung, wie sich seine Patientin vorsichtig auf der Couch ausstreckte, entsprach so sehr Veronicas Art, dass ich laut lachen musste. Genau wie Dorothy hatte auch Veronica eine übertriebene Furcht vor Wespen, Bienen, Motten und Schmeißfliegen. Außerdem achtete sie penibel auf die Einhaltung von Regeln. Was am Ende jedoch den Ausschlag gab, war ein einziges Wort. Wenn ich mich in jungen Jahren übertrieben für etwas begeisterte oder auch mich über etwas empörte, machte Veronica meinen Enthusiasmus für gewöhnlich mit dem Satz zunichte: »Oh, musst du immer so dramatisieren?« Genau mit diesem Wort hatte sie sich gegenüber Dr Braithwaite selbst getadelt. Später, als ich herausfand, dass seine Praxis nur wenige Minuten zu Fuß von der Überführung entfernt war, von der Veronica gesprungen war, war ich überzeugt, dass sie nicht »leichten Fußes«, wie er behauptete, gegangen war, sondern mit dem festen Vorsatz, ihrem Leben ein Ende zu setzen. Oder aber es war genau dieser Vorsatz, der ihren Gang so leicht gemacht hatte. Um nicht vorschnell zu urteilen und da man mir schon oft meine blühende Phantasie vorgehalten hat, ging ich am nächsten Tag erneut zu Foyles.

Ich wandte mich an einen ernsten jungen Mann, der eine Drahtgestellbrille und einen Fair-Isle-Pullunder trug. Er sah nicht danach aus, als würde er am Geschmack seiner Kunden Anstoß nehmen. Mit gedämpfter Stimme erklärte ich, ich hätte gerade *Untherapie* gelesen und wollte fragen, ob Collins Braithwaite noch etwas anderes geschrieben habe. Der junge Mann sah mich an, als sei ich soeben der Arche Noah entstiegen. »Etwas anderes?«, wiederholte er. »Das kann man wohl sagen!« Mit einem Wink seines Kopfes bedeutete er mir, ihm zu folgen. Ich hatte das Gefühl, an einer geheimen Verschwörung teilzunehmen. Zwei Stockwerke höher gelangten wir in die Abteilung für Psychologie. Er zog ein Buch aus dem Regal, drückte es mir in die Hand und raunte: »Verdammt brisant.« Ich sah auf das Buch. Auf dem Umschlag prangte die Silhouette eines menschlichen Körpers, der in lauter Einzelteile zersplittert war. Der Titel des Buches lautete: *Töte dein Selbst*. Zurück im Büro, hatte ich das Gefühl, im Besitz von Fehlerware zu sein. Ich konnte mich nicht konzentrieren und sagte

Mr Brownlee, ich hätte furchtbare Kopfschmerzen, und bat ihn, mich früher gehen zu lassen. In meinem Zimmer packte ich das Buch sogleich aus. Leider muss ich gestehen, dass sich mir die »Brisanz« nicht erschloss, da es für mich keinerlei Sinn ergab. Ich bezweifle nicht, dass meine begrenzten intellektuellen Fähigkeiten daran schuld waren, aber mir kam das Buch wie die Aneinanderreihung von lauter unverständlichen Sätzen vor, von denen keiner in irgendeiner Verbindung zu dem Satz davor oder danach stand. Dennoch ließ mich der Titel erschauern, denn er schien mir zu bestätigen, dass Dr Braithwaite offensichtlich wahnsinnig war.

Ohne lange zu überlegen, beschloss ich, zur Polizei zu gehen. Am nächsten Morgen rief ich Mr Brownlee an und sagte ihm, ich würde später ins Büro kommen. Er fragte, ob ich immer noch krank sei, und ich erklärte, ich müsse im Zusammenhang mit einer Straftat eine Zeugenaussage machen. Meinem Vater sagte ich nichts, aber als ich beim Frühstück meinen Toast mit Butter bestrich, stellte ich mir vor, wie ich die Polizeiwache in der Harrow Street betrat und erklärte, ich wolle Anzeige wegen Mordes erstatten. Und wenn man mich fragte, welche Beweismittel ich hätte, würde ich Dr Braithwaites Bücher auf den Tresen legen. »Alles, was Sie wissen müssen«, würde ich mit erhobener Stimme sagen, »finden Sie in diesen Seiten.«

Ich kam nicht weiter als bis zur Ecke der Elgin Avenue. Ich stellte mir das entgeisterte Gesicht des ahnungslosen Beamten hinter dem Tresen vor, der mich fragte, was genau mein Anliegen sei. Vielleicht würde er einen unsichtbaren Vorgesetzten zurate ziehen oder hinter einer Trennwand verschwinden und seinen Kollegen erzählen, da draußen stehe eine Irre. Ich stellte mir vor, wie sie alle lachten und ich knallrot anlief. Jedenfalls wurde mir klar, dass mein Vorhaben ohne handfeste Beweise zum Scheitern verurteilt war und ich mich nur blamieren würde.

Viel einfacher war es dagegen, einen Termin mit Dr Braithwaite zu vereinbaren. Ich fand seine Nummer in den Gelben Seiten unter »Verschiedene Dienste«. Ich rief an einem Nachmittag vom Büro aus an, als Mr Brownlee außer Haus war. Es meldete sich eine fröhlich klingende junge Frau. Ich fragte nervös, ob ich einen Besuchstermin vereinbaren könne. »Selbstverständlich«, antwortete sie, als sei es die normalste Sache der Welt. Ich musste lediglich meinen Namen nennen. Wir vereinbarten einen Termin am kommenden Dienstag um halb fünf. Es war nicht komplizierter, als sich einen Termin beim Zahnarzt zu holen, aber als ich auflegte, hatte ich das Gefühl, die kühnste Tat meines Lebens vollbracht zu haben.

Eine Stunde vor der vereinbarten Zeit stieg ich in Chalk Farm aus der U-Bahn. Draußen fragte ich nach dem Weg zur Ainger Road. Der Mann, den ich angesprochen hatte, begann den Weg zu beschreiben, brach plötzlich ab und bot an, mich zu begleiten.

Ich lehnte ab, da ich keine Lust auf eine Unterhaltung hatte. Auf keinen Fall wollte ich über die Gründe befragt werden, warum ich mich in dieser Gegend aufhielt.

»Ist keine große Sache«, sagte er. »Ich muss sowieso in die Richtung.« Er war ein gut aussehender Kerl Ende zwanzig und trug einen Fischerpullover und eine kurze schwarze Jacke. Er war glatt rasiert, hatte aber etwas von einem Beatnik. Er trug keinen Hut und hatte dichtes dunkles Haar, das ihm in einer imposanten Tolle über die Stirn fiel. Er hatte einen Akzent, den ich nicht zuordnen konnte, der aber nicht unangenehm klang. Ich hatte mir die Situation selbst eingebrockt. Bevor ich ihn angesprochen hatte, hatte ich mehrere harmlos aussehende Personen vorbeigehen lassen. Jetzt saß ich in der Klemme.

»Keine Angst, ich werde Sie nicht belästigen«, sagte er, bevor er lachend hinzufügte: »Es sei denn, Sie fordern mich dazu auf.«

Ich stellte mir vor, wie er mich in ein Gebüsch zerrte und sich auf mich warf. Zumindest hätte ich dann Gesprächsstoff bei meinem Termin mit Dr Braithwaite. Da ich keine Möglichkeit sah, mich anders aus der Affäre zu ziehen, machten wir uns schließlich auf den Weg. Mein Begleiter drückte seine Hände tief in seine Jackentaschen, als wolle er demonstrieren, dass er nicht die Absicht hatte, mich unsittlich zu berühren. Er sagte mir seinen Namen und fragte mich nach meinem. Der Austausch persönlicher Informationen dieser Art ist, glaube ich, vollkommen normal, sodass ich keinen Grund sah, die Gelegenheit nicht zu nutzen, um meine neue Identität auszuprobieren.

»Rebecca Smyth«, sagte ich. »Mit Y.«

Für den Namen hatte ich mich beim Tee bei Lyons auf der Elgin Avenue entschieden. Alle anderen Kandidaten hatte ich als unglaubwürdig verworfen: Olivia Carruthers, Elizabeth Drayton, Patricia Robson. Keiner davon klang echt. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte ein Lieferwagen mit der Aufschrift *James Smith & Söhne, Heizungsinstallateur* geparkt. »Smith« war genau die Sorte Allerweltsname, die niemand als Decknamen wählen würde, und war deshalb ideal für meine Zwecke. Als mir der Gedanke kam, die Schreibweise abzuwandeln, begann sich bereits eine klar umrissene Person vor mir abzuzeichnen. »Smyth mit Y«, würde ich beiläufig sagen, als hätte ich den Satz schon tausendmal im Leben gesagt. Der Name Rebecca hatte mich schon immer fasziniert, vielleicht wegen des Romans von Daphne du Maurier. Ich mochte das Gefühl der drei kurzen Silben in meinem Mund und den gehauchten Laut bei geöffneten Lippen am Schluss. Mein eigener Name besaß nichts vergleichbar Sinnliches. Er war ein einsilbiger Ziegelstein, geeignet für Schülersprecherinnen in derben Schuhen. Warum sollte ich nicht ausnahmsweise einmal eine Rebecca sein?

Vielleicht würde ich Dr Braithwaite erklären, mein psychisches Leiden käme daher, dass ich dem Bild meines Namens nicht gerecht wurde. Ich übte im Bad vor dem Spiegel und streckte mir die Hand entgegen, im Stil einer selbstbewussten Frau, wie zum Handkuss, mit leicht gekrümmten Fingern. Dann sah ich mit einem Lächeln auf, das ich für kokett hielt. Ich hatte bereits Gefallen daran gefunden, Rebecca Smyth zu sein. Und nun hatte ich den Namen zum ersten Mal Tom gegenüber (oder wie auch immer er hieß) laut ausgesprochen, und er hatte nicht mit der Wimper gezuckt. Warum sollte er auch? Er war nicht der Typ, den ein Mädchen mit einem *nom d'emprunt* abschrecken konnte.

»Und was führt Sie nach Primrose Hill, Rebecca Smyth?«

Ich beschloss, dass Rebecca nicht zu denjenigen gehörte, die sich für derlei schämten, und erwiderte, ich hätte einen Termin bei einem Psychiater.

Er blieb daraufhin nicht wie angewurzelt stehen, aber sah mich zumindest prüfend an. Er schob die Unterlippe vor. »Verzeihen Sie bitte, aber Sie scheinen mir nicht der Typ zu sein.«

»Der Typ?«, antwortete ich.

Tom sah mich unsicher an, als befürchtete er, mich verletzt zu haben.

»Sie meinen, ich sehe nicht aus wie eine Irre?«, sagte ich.

»Nun, wenn Sie das so sagen, nein, Sie sehen nicht aus wie eine Irre.«

»Ich versichere Ihnen, ich bin so verrückt wie ein Märzhase«, sagte ich mit Rebeccas gewinnendstem Lächeln.

Er schien nicht im Geringsten irritiert. »Nun, Sie sind der hübscheste Märzhase, dem ich je begegnet bin«, sagte er.

Ich reagierte darauf nicht. Ein Mädchen wie Rebecca wäre solche Schmeicheleien gewohnt. »Und was machen Sie hier?«, fragte ich.

»Ich habe in der Nähe mein Studio«, sagte er. »Ich bin Fotograf.«

»Wollen Sie mich nicht fragen, ob ich für Sie posieren möchte?«, fragte ich. Es machte richtig Spaß, Rebecca zu sein.

»Ich bin leider nicht die Sorte Fotograf«, sagte er. »Ich fotografiere Gegenstände, keine Menschen. Küchenmixer, Besteckkästen, Dosensuppen, solche Sachen.«

»Klingt aufregend«, sagte ich.

»Der sichere Weg zu Hohn und Tod«, erwiderte er.

»Wie bitte?«, fragte ich. Sollte das eine Anspielung auf sein bescheidenes Auskommen sein?

»Hohn und Tod. Lohn und Brot«, sagte er, und ich begriff, dass er bloß einen billigen Kalauer gemacht hatte. Immerhin war er so anständig, meine Verlegenheit zu teilen.

Mit Schauern registrierte ich, dass wir genau in diesem Moment die Überführung erreichten, von der Veronica sich hinuntergestürzt hatte. Ich sah sie zum ersten Mal. Es war ein trostloser Ort, um seinem Leben ein Ende zu machen, aber vermutlich nicht schlechter als jeder andere.

»Ist Ihnen kalt?«, fragte Tom. Er war definitiv einer von der besorgten Sorte.

Ich zog meinen Mantel am Hals zusammen und lächelte ihn an. »Es ist nur die frische Brise.«

Wir bogen in eine Art Einkaufsstraße ab. Tom blieb an einer Kreuzung stehen und zeigte in die Richtung der Ainger Road. Rebecca Smyth streckte ihre Hand aus. Tom nahm sie und erklärte, es sei ihm ein Vergnügen gewesen.

»Ganz meinerseits«, sagte ich, drehte mich auf dem Absatz um und ging.

»Sie sehen immer noch nicht aus wie eine Irre«, rief er mir hinterher. Ich erwartete fast, er würde mir nachlaufen und nach meiner Telefonnummer fragen, aber das tat er nicht. Als ich mich nach einer angemessenen Zeit umdrehte (man möchte ja nicht wie ein aufgeregter Backfisch wirken), war er verschwunden.

Ainger Road war eine unauffällige Straße mit Reihenhäusern. In den schmalen Vorgärten rosteten Dreiräder neben umgekippten Geranientöpfen vor sich hin. Ein paar kränkliche Bäume säumten den Bürgersteig. Die letzten Novemberblätter klammerten sich an die Zweige, als wüssten sie um ihr Schicksal. Die Häuser wirkten düster und unbewohnt. Alles kündete von Verfall. Ungewöhnlich war immerhin, dass die Häuser nicht auf der einen Straßenseite gerade und auf der anderen Seite ungerade Nummern trugen, sondern durchgehend nummeriert waren und so eine Art Schleife bildeten. Die angegebene Adresse unterschied sich in nichts von den anderen Häusern.<sup>3</sup> Das Haus musste nachträglich geteilt worden sein, denn es gab zwei Türklingeln, eine über der anderen. Ein kleines Schild aus Pappe am Türpfosten mit der Aufschrift *Braithwaite* war der einzige Hinweis darauf, dass hier der berühmt-berüchtigte Seelenklempner seine Praxis hatte. Mein Termin war erst in vierzig Minuten. Ich lief deshalb noch einmal zurück zu einer Teestube in der Einkaufsstraße, an der ich zuvor mit Tom vorbeigekommen war.

Der Laden hieß Clays. Eine Türglocke kündigte mein Betreten an. Der Raum war leer, was angesichts der Tatsache, dass es kurz vor vier an einem Dienstagnachmittag war, nicht gerade überraschend war. Die übliche Klientel würde um diese Zeit zu Hause eifrig Kartoffeln schälen und die Heimkehr ihrer Göttergatten erwarten. Eine Matrone hinter der Theke grüßte mit einem gezwungenen Lächeln und beobachtete mich, wie ich in den hinteren Teil des Café ging, wo ich am wenigsten auffallen würde. Dann kam sie